

Peter Knoch

Erleben und Nacherleben: Das Kriegserlebnis im Augenzeugenbericht und im Geschichtsunterricht

Die Erforschung der populären Erfahrungen in den vergangenen Weltkriegen steht ebenso in den Anfängen wie deren Didaktik. Erst seit rund 10 Jahren hat sich eine wachsende Zahl von Historikerinnen und Historikern bzw. Geschichtslehrerinnen und Geschichtslehrern diesem Gebiet zugewandt.¹ Der verfügbare Bestand populärer Quellen ist zur Zeit noch sehr schmal. Das Aufspüren und Archivieren der zahllosen Nachlässe in Privatbesitz ist dringend erforderlich, wenn diese vor dem Vergessen und der Vernichtung bewahrt und die vielen neuen Fragestellungen und Forschungsprojekte auf eine angemessene Quellenbasis gestellt werden sollen. Es ist deshalb zu begrüßen, daß die Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart den Grundstock eines Archivs für Feldpost und Kriegstagebücher aus den beiden Weltkriegen gelegt und mit einer aktiven Sammeltätigkeit begonnen hat.²

Das Kriegserlebnis im Augenzeugenbericht

Wenn wir von „Kriegserlebnis“ reden, haben wir es mit einem Phänomen zu tun, das nicht unmittelbar zugänglich ist wie etwa die Bestimmungen eines historischen Vertragswerkes. Die Erlebnisebene muß aus Texten rekonstruiert werden. Das Erlebte wird im Akt des Aufschreibens bereits reduziert und selektiert. In der Terminologie der Wissenssoziologie³ müßten wir eigentlich von Kriegs-„Erfahrungen“ sprechen, denn im breiten Strom der alltäglichen Erlebnisse werden nur einige wenige von ihnen durch „besondere Aufmerksamkeit“ ausgezeichnet. Aber auch diese ausgesonderten Erfahrungen haben „von sich aus noch keinen eigentlichen Sinn. Den erhalten sie erst in reflexiven, nachträglichen Bewußtseinsleistungen.“⁴

In der vorliegenden Studie versuche ich, mich dem „Kriegserlebnis“ auf folgenden Wegen zu nähern:

1. ich frage in den Quellen nach der „Wirklichkeit der Alltagswelt“ im Krieg, genauer nach der Konstruktion dieser Kriegsalltagswelt in den populären Zeugnissen. Wie also wird die Alltagswelt durch den Kriegsausbruch verändert? Gewinnt das Leben im Krieg mit der Zeit wieder den Charakter sich wiederholender, routinemäßig ablaufender Handlungsabläufe oder ist der Krieg das schlechthin Nichtalltägliche?⁵

2. ich lasse mich dabei auf die subjektive und private Sicht der Zeitzeugen ein, auf ihre schriftlichen Hinterlassenschaften, die in aller Regel nicht für die Nachwelt, sondern zur aktuellen Kommunikation mit den nächsten Angehörigen bestimmt waren. Im Sinne einer sozialhistorischen Biographieforschung⁶ ist der Mensch jedoch nicht als homo clausus zu interpretieren. Die Art und die Formen, in denen er

„seinen“ Krieg erlebte und mitteilte, sind vielmehr abhängig von seiner Sozialisation (Primär- und Sekundärsozialisation) „und von den impliziten und expliziten Verarbeitungsformen gesellschaftlicher Erfahrungen im Rahmen von Interaktion und Kommunikation, von autobiographischen Selbstentwürfen oder auch von psychischen Krisen und Krankheiten“.⁷;

3. bei der Konstruktion der Kriegswirklichkeit benutzten die Zeitgenossen — bewußt oder unbewußt — Erfahrungs- und Deutungsmuster, Typisierungen, Problemlösungen oder Handlungsrechtfertigungen, die sie im Lauf ihres Lebens gelernt und erprobt hatten, die ihnen also gesellschaftlich vermittelt worden waren. Sie bemerkten dabei jedoch häufig, daß die tradierten Deutungsmuster und die Wirklichkeit des Krieges auseinanderfielen; die populären Kriegszeugnisse sind also auch Quellen für das Überdauern, die Veränderung oder den Zusammenbruch von Mentalitäten.⁸

Kurz: Zur Rekonstruktion des Kriegserlebnisses ziehe ich geschichtswissenschaftliche und soziologische Forschungsansätze heran - die Lebensweltanalyse, die Alltagsgeschichte, die sozialgeschichtliche Biographieforschung und die Mentalitätsgeschichte. Sie weisen bei näherem Zusehen ein hohes Maß an Affinität und wichtige Überschneidungsbereiche auf.

Das Kriegserlebnis wird hier auf der Basis von authentischen Zeugnissen von Zeitzeugen und nicht aus retrospektiver, romanhaft gestalteter Kriegsliteratur rekonstruiert.⁹ Dabei ist zu bedenken, daß die Weltkriege ungewöhnliche Voraussetzungen für die Entstehung und Verbreitung solcher Quellen boten. Bauern und Bäuerinnen, Angestellte und Arbeiter, deren Frauen und Kinder, viele bürgerliche Ehepaare hätten sich normalerweise nicht der Mühe unterzogen, nahezu täglich über ihre Lebensumstände und Erlebnisse, ihre Nöte und Bedürfnisse schriftlich zu berichten. Im Krieg waren sie durch die Trennung gezwungen, die Geschichte ihres Alltags, ihr Leid und ihre Gedanken, ihre Wünsche und Träume, Trost und Hoffnungen aufzuschreiben. Im Verlauf der vier Jahre des Ersten Weltkrieges waren *täglich* ca. 16 Millionen Postsachen (Karten, Briefe, Zeitungen, Päckchen) zwischen Heimat und Front unterwegs; ihre Gesamtzahl wird im Zeitraum 1914-1918 auf 28,7 Milliarden für das deutsche Reich geschätzt.¹⁰ Wie eingangs angedeutet, steht heute nur ein Bruchteil dieser Quellen der Forschung zur Verfügung.

Im Vergleich zu den Feldpostbriefen des Zweiten Weltkrieges sind die des Ersten Weltkrieges in aller Regel von einer außerordentlichen Offenheit und Mitteilungsfülle, so als ob es eine Militärzensur nicht gegeben hätte. Tatsächlich hatte die Zensur, wie Bernd Ulrich gezeigt hat,¹¹ keinen tiefen oder dauerhaften Einfluß auf das Mitteilungsbedürfnis der Briefschreiber.

Die folgende Studie beruht auf 45 Ungedruckten Nachlässen¹² und einigen gedruckten Briefsammlungen¹³ und Tagebüchern¹⁴ aus dem Ersten Weltkrieg. Von dieser Basis aus lassen sich noch keine repräsentativen Befunde erzielen, zumal die gesellschaftlichen Gruppen in den 45 Nachlässen sehr ungleich vertreten sind.¹⁵

Aus der zur Zeit noch unüberschaubaren Zahl von Facetten der Kriegererfahrungen möchte ich hier nur einige wenige herausgreifen, die mir in den Briefen und Tagebüchern

durch ihre Häufigkeit oder Nachdrücklichkeit aufgefallen sind, nämlich den Einbruch des Krieges in die Alltagswelt der Menschen, die Destruktionserfahrung und die Sinndeutung des Krieges.

1. Der Einbruch des Krieges in die Alltagswelt

Der Krieg verändert - an der Front ebenso wie in der Heimat - das gewohnte Leben der Menschen von heute auf morgen: „Alles ist verändert. Die Stadt Bonn ist nicht mehr zu erkennen, sonst vornehme Ruhe und Frieden, und jetzt? Krieg! [...] Alles ist verdreht und verkehrt. Alles anders.“¹⁶

Ein Bauer, der am 2. Oktober 1914 an der Vogesenfront eintrifft, schreibt seiner Frau: „Die Luft riecht brenzlich von den zerschossenen Ortschaften [...]. Man sieht bloß Himmel und Militär.“¹⁷ Als er nach 14 Tagen Fronteinsatz notiert: „Die nur zuhause sind, können es sich gar nicht vorstellen. Es gibt keinen Tag, keine Nacht, keinen Sonntag und keinen Werktag“,¹⁸ macht er auf die inneren Erfahrungen aufmerksam: die gewohnten Lebenszyklen (Tag-Nacht, Werktag-Sonntag) sind abrupt aufgehoben. An die Stelle der alten Zeitzyklen treten neue, die vom Kriegsgeschehen bestimmt werden. Die gewohnte Alltagsroutine bricht auch im Bereich der übrigen elementaren Lebensbedürfnisse im Krieg plötzlich zusammen. Zunächst überwiegt das Gefühl des Chaos. Eine neue Orientierung tritt erst wieder ein, wenn die neuartigen und unberechenbaren Handlungsabläufe selber Teil des Kriegsalltags geworden sind.

Eine ähnlich einschneidende Erfahrung ist der kriegsbedingte Rollenwechsel der einberufenen Männer ebenso wie der zurückbleibenden und nun in der Familie alleinverantwortlichen Ehefrauen. Drei Aussagen machen die Spannweite dieser Erlebnisdimension deutlich: Ein 25-jähriger Baumeister notiert am 1. August 1914:

„Sturm, Kinder, Kriegszustand. Rasch auf zum fröhlichen Jagen!!— Endlich. Hättet ihr das gedacht als wir im Ausstellungsgarten saßen und in die Nacht träumten? — Ist es die Möglichkeit? Freilich ist es möglich, dies und noch weit mehr. Soeben hörte ich mir die Bekanntmachung an, ein Leutnant rief sie aus unter Trompetensignal [...] Martha, eine Flasche vom besten. Bald brauste ein unsterbliches Lied durch unser Stammlokal— Unser junges Leben eilt— mit verhängtem Zügel—.“¹⁹

Die Frau eines Augsburger Arztes schreibt an ihren Mann am 8. 8. 1914:

„[...] du schreibst so wundervoll ernst, ruhig und begeistert, und hast eigentlich in 'Worten das gesagt, was auch ich fühle, was, wohl überhaupt die meisten Menschen fühlen. Ja Schatz es ist herrlich und erhaben, wenn man sieht, wie einig unser Vaterland wider den Feind aufsteht, da wird der eigene Schmerz gelindert, man wird mit fortgerissen. Siehst Du Lieb, das sage ich auch, der liebe Gott muß uns doch helfen und beistehen, er kann doch ein Volk, was noch so hoher herrlicher Empfindungen und

Gefühle fähig ist, nicht untergehen lassen. Wie schmerzlich muß es für unsern Kaiser sein, sich so von allen 'Freunden' verlassen zu sehen, nun muß auch Belgien sich noch gegen uns wenden. Na Gott Lob haben die aber gleich erfahren, was es heißt, Deutschland so zu mißachten. Wir konnten es gestern Abend gar nicht fassen, daß tatsächlich die große Festung Lüttich schon von uns eingenommen ist. Ist das nicht wundervoll, die Nachricht rief großen Jubel hervor. Es ist doch ein bedeutender Schritt für uns, wie muß man Gott danken. Man hat gar keine anderen Gedanken mehr, der Krieg beseelt einen ganz, man muß sich zwingen, mal an was anderes zu denken."²⁰

Ein 23-jähriger elsässischer Bauernsohn notiert:

„[...] Es war ein schwerer Abschied, denn man wußte nicht, ob wir uns wiedersehen würden. Wir weinten alle drei. Beim Fortgehen ermahnte mich mein Vater, ja immer recht vorsichtig zu sein, und daß ich mich nie zu irgend etwas freiwillig melden sollte. Diese Mahnung war eigentlich nicht nötig, denn meine Vaterlandsliebe war nicht so groß, und der Gedanke, den sogenannten Heldentod zu sterben, erfüllte mich mit Grauen."²¹

Positive Bewertungen des Kriegsausbruchs und der eigenen Rolle im Krieg finden sich vor allem unter Angehörigen des Besitz- und Bildungsbürgertums. Die Kriegsteilnahme eröffnet eine militärische Karriere, gekennzeichnet durch Aufstiegsmotivation, Streben nach Auszeichnungen und die Erfüllung der soldatischen Tugenden und vaterländischen Pflichten. Die (in meiner Sammlung wenigen) bürgerlichen Frauen unterstützen die Karriere des Mannes durch Anteilnahme und gedämpfte Sorge, durch eine der Kriegsmentalität entsprechende Erziehung der Kinder, d. h. durch die Reproduktion eben der Tugenden, denen der Ehemann seine soldatische Karriere verdankt. Diese Normen einer patriarchalisch-militaristischen Gesellschaft überdauern sogar die Zerstörung der Familie durch eben diesen Militarismus. Als die Todesnachricht eines bayerischen Offiziers, Vaters zweier kleiner Kinder, bei der Familie eintrifft, löst dies Verzweiflung und Trauer aus; die Schwiegermutter beklagt das Los ihrer Tochter: „[...] ihr ganzes Glück, ihr ganzes Leben zerstört für immer". Aber weder von ihr, noch von den anderen Familienmitgliedern wird der Krieg selbst in Frage gestellt. Stattdessen wird der Getötete zum „herrlich gefallenen" „Helden" stilisiert.²² Das Bild des Helden, d.h. die Wertehierarchie, die in der wilhelminischen Gesellschaft tradiert und verinnerlicht wurde, wird auch im Extremfall, beim gewaltsamen Tod des Ehemannes oder Sohnes, nicht in Zweifel gezogen, sondern eher noch stabilisiert.

In anderen Fällen erweist sich aber gerade dieses heroische Selbstbild als besonders krisenanfällig, es kann nicht nur in Sinnkrisen, sondern auch zum Verlust der Lebensperspektive und alter Wertorientierungen überhaupt führen. Lt. H. Henckel, Inf.- Rgt. 99, Student der Philosophie, war 1914 als Freiwilliger eingerückt, seine anfängliche „Begeisterung" und seine Lebenspläne brachen im Stellungskrieg zusammen:

11.1.1915 „[...] das Leben ist hier einfach beschissen. Die Verwüstung hier

ringsum! Freut Euch, daß Ihr im ruhigen Deutschland seid und Euch auch einmal begeistern könnt. Hier ertönt kein Lied, kein fröhlicher Gesang. Alles müde. Unsere schöne Begeisterung, wo ist sie geblieben?"

27.3.1916 „[...] Sollte ich heimkommen, von mir, meine lieben Geschwister, wird nicht viel mehr da sein. Das hat noch keiner unsres Regiments mit durchgemacht. Ob ich je die Kraft zum Arbeiten wiedergewinne? Ich weiß es nicht [...]. Nun lebt wohl. Wir hoffen auf baldige Ablösung. Macht Euch bloß keine Sorgen! Wozu auch. Lange lebt man doch nicht mehr, wenn man heimkommt [...]. "

Kurt Eismann, Inf.- Rgt. 125, begann den Krieg als kaisertreuer Patriot, entwickelte dann eine wachsende Aversion gegen den Militarismus und schloß sich noch im Feld einem demokratischen Zirkel an.²³

Das Kriegserlebnis kann aber auch zu einer widersprüchlichen Selbstwahrnehmung führen. Im Falle des Braunschweiger Schlossers Fritz Meyer wird dies deutlich in einem Brief an seine Verlobte vom 19.12.1915: Fritz legt dem Brief ein selbstgefertigtes Gedicht als Weihnachtsgeschenk bei, in dem es u. a. heißt:

*„In die Heimat wandern fein
Unsere Gedanken
Mag der Feind auch mächtig sein
Wir werden niemals wanken
Von der stillen Wacht.*

*Wir halten an der Aisne Strand
Im hellen Kampfgebraus
Für unser teures Vaterland
Ja, bis zum Tode aus.
Einsam auf der Wacht."*

Diesem Bekenntnis zum trotzigen Durchhalten in der „Wir"-Formation des Frontsoldaten, im Geist der gängigen Kriegs- und Soldatenlieder formuliert,²⁴ steht nun aber der Brief gegenüber, in dem er die Sehnsucht und Liebe zu seiner Verlobten ausdrückt:

„Wenn ich Dich in meine Arme schließen könnte, und Dich lieb an mein Herzdrücken dürfte. Lieb Sophie, Du glaubst gar nicht wie große Sehnsucht ich gerade zu Weihnachten nach der Heimat und nach Dir habe. Möchte am liebsten morgen fortlaufen, und zu Dir in Deine Arme eilen. Aber es geht doch nicht an, denn Du bist mir zu weit. "²⁵

Fritz Meyer leidet unter der Unvereinbarkeit der beiden Rollen als Soldat und Verlobter. Er vermag diesen Konflikt nicht aufzulösen. Das tradierte (Selbst-)Bild des standhaften Soldaten vertieft auf der einen Seite den Schmerz der Trennung („möchte am liebsten morgen fortlaufen“), es ist aber auf der ändern Seite der Haltepunkt, um eben diesen Schmerz auszuhalten („Aber es geht doch nicht an“). Der Fall macht deutlich, daß dem 20-jährigen Frontsoldaten Fritz Meyer in seiner verzweifelten inneren Lage keine andere Problemlösung zu Gebote stand, als daß er sich in seinem Heimweh, seiner natürlichen Sehnsucht nach der Braut, in seiner Weihnachtsstimmung hinter die Panzerung einer heroischen Selbstausslegung flüchtete. Man darf vermuten, daß er kein Einzelfall war.

Unter den acht Kriegsteilnehmern aus dem ländlichen Bereich (Bauern und Handwerker) wird der Rollenwechsel vom Zivilisten zum Soldaten entweder hingenommen oder eher negativ bewertet. Eine im Dorf ausgeprägte Mentalität der Unterordnung und des fraglosen Gehorsams wird mit ins Feld genommen.²⁶ Die Begegnung mit dem massenhaften Tod führt dabei zu einem erhöhten Bedarf religiöser Geborgenheit, kann aber auch zu religiösen Sinnkrisen²⁷ oder zum Aufbegehren gegen den Krieg bzw. zur Desertion führen.²⁸

Mit dem Eintritt in den Krieg verändert sich die Alltagswelt meist mit einer Geschwindigkeit, die sich querstellt zum gewohnten Alltagsrhythmus. Mit den kriegsbedingten Ersterfahrungen wie Feuertaufe, Grabenkrieg, Hunger, Warten auf Post, Todesnachricht, Fronturlaub und Abschied wächst schlagartig der Bedarf nach Sinnggebung und nach Problemlösungen in der veränderten Lebenswelt. Fast allen untersuchten Zeitzeugen ist gemeinsam, daß die neuen Erfahrungen (das Aushalten von Gefahr und Bedrohung, die Entbehrungen, das Chaos der unberechenbaren Handlungsabläufe tags und nachts, die neuen Rollen) im Laufe der Zeit zur Gewohnheit werden. Der Übergang des „Ereignisses“ Krieg zum „Zustand“ Krieg ist im Bewußtsein der Menschen auch dadurch gekennzeichnet, daß der Krieg in die Praxis des Alltags integriert wird. Das Kriegererlebnis als das zunächst Unvorstellbare, Ungewohnte schleift sich im Lauf der Monate und Jahre ab, wird nivelliert zu routinemäßig ablaufendem Kriegs-Alltag an der Front und in der Heimat.

2. Destruktionserfahrung

Die Dimension der Destruktivität hatte im Ersten Weltkrieg ein bis dahin unvorstellbares Ausmaß erreicht. Ihren Niederschlag findet diese neue Schwelle der Gewalt auch in Briefen und Tagebüchern. Während andere militärische Erfahrungen (z. B. militärische Ausbildung, Ruhepausen, Transporte, das Warten und die Langeweile) eher knapp beschrieben werden, verdichten sich die Berichte, wenn es um die Erfahrung der Destruktion geht (dies ändert sich übrigens signifikant in den Augenzeugenberichten des Zweiten Weltkriegs).²⁹ Nahezu alle männlichen Autoren beschreiben detailliert zerstörte Landschaften, Siedlungen, das Leid und das Sterben von Mensch und Tier und den Vorgang der Destruktion selbst, und zwar nicht beschränkt auf die Ersterfahrung

(die „Feuertaufe“) sondern wiederholt. Je unmittelbarer sie dabei selbst bedroht werden, umso emotionaler und emphatischer sind diese Berichte: Infanteristen beschreiben häufiger als Artilleristen ihre Gefühle während einer Schlacht und sie beschreiben und reflektieren auch eher das Leid und die Not ihrer getöteten oder verwundeten Feinde. Zwei Beispiele: Der 19-jährige Schüler Karl Schreiber aus Altenau im Harz (Inf.- Rgt. 171) notiert am 6.11.1914 in seinem Tagebuch:

„Ein ganz trauriger Marsch war das. Mit aufgepflanztem Bajonett zogen wir in dichtem Nebel über das Schlachtfeld [?] der letzten Tage. Da war [...] zertrümmertes Gehöft [... Schw]eine und Kühe lagen daneben, dann kam, Herr erbarme dich, der erste Tote! Ein Engländer. Ich sah nach der Wunde, und ein Grauen überkam mich zum Erbrechen. Eine Öffnung wie ein 5-Mark-Stück ging von einer Schläfe durch den Kopf zur anderen Schläfe und der Schädel war nach allen Seiten hin auseinander-gespalten. Tränen traten mir in die Augen. Es war ja zu gräßlich. Dann kam noch ein Engländer und ein Franzose. Massengräber waren viele da. [...] Da kam schon unsere Feuerprobe. [...]“³⁰

Der 37-jährige Maler Ernst Nopper aus Ludwigsburg (Inf.-Rgt. 121) notiert am 23. 8. 1914 nach der Schlacht bei Longwy in seinem Tagebuch:

„Schaudervolle Eindrücke, man kann diese schändlichen Greuel nicht beschreiben. Der Mensch ein Tier gemeinster Sorte, erbarmungslos [...]. Ich erhalte den Auftrag, unser gestriges Schlachtfeld für die Regimentsgeschichte zu skizzieren, und mache mich mit 2 Mann Bedeckung schleunigst auf den Weg. Wir begehen fast das ganze Schlachtfeld und sehen jetzt erst, welche ungeheuren Opfer diese Schlacht gekostet hat, es liegen ganze Reihen unserer Kameraden, namentlich beim Dorf [Romain], das total ausgebrannt ist. Pferde, Schweine, Kühe sind teils mitverbrannt oder schreien, wo sie noch angebunden [stehen] erbarmungswürdig vor Hunger und Durst. Ich will diese schändlichen Greuel hier nicht festhalten, aber ich habe noch nie etwas traurigeres gesehen als solch ein Schlachtfeld mit so viel Opfern an Toten und Verwundeten, es macht alle niedergeschlagen, trotz unseres Sieges.“³¹

Oftmals versagt die Sprache angesichts der „Kriegslandschaft“: „Heute früh an der Somme angekommen. Wie es hier aussieht, dafür gibt es keine Worte.“³² Manchmal verdichten sich diese Erfahrungen zu einem Aufbegehren gegen den Krieg: „Das ist kein Krieg mehr, sondern Menschenmetzelei.“³³ Einige Autoren spielen diese destruktiven Erfahrungen aber auch mit Rücksicht auf die besorgten Eltern oder Ehefrauen zu „harmlosen“ Berichten herunter.³⁴

„Krieg“ füllt sich in diesen Berichten mit neuem Inhalt. Die subjektiven Kriegserlebnisse führen zur Konstituierung eines neuen gesellschaftlichen Sinns von Krieg; mit dem Ersten Weltkrieg tauscht der Begriff seine alte, vorindustrielle Bedeutung aus gegen die Erfahrung der industrialisierten Massenvernichtung.³⁵ Die Bewältigung der ungewohnt neuen Welt des Krieges geschieht in aller Regel krisenhaft und bleibt als Lebenskrise lange und dominant in der Erinnerung.³⁶ Sie ist krisenhaft, weil die Menschen zur Bewältigung des Kriegserlebnisses zunächst nur

traditionelle Sinnmuster zur Verfügung haben, die der neuen Kriegswirklichkeit nicht mehr angemessen sind. Hinter den Krisen, die in Briefen und Tagebüchern beschrieben werden, verbergen sich in aller Regel mentale Veränderungen.

3. Sinndeutungen des. Krieges

Kriegserfahrungen werden wesentlich mitgeprägt durch die Bewertung, die ein Teilnehmer dem Kriegsgeschehen beimißt. In dem hier untersuchten Quellenbestand fand ich vor allem drei Deutungsmuster:

a. Krieg als Veränderung der Gesellschaft: Nationale Erneuerungsvisionen formulieren vor allem Intellektuelle, Lehrer und Studenten; der Reallehrer und Wandervogel Walther I. schreibt beispielsweise am 26. 5. 1915:

„Meine liebe Mutter, ich muß Dir einmal einen Brief ganz besonders schreiben und vielleicht kann ich das ausdrücken, was ich gern möchte. Als eine Art Trost, weil nun auch Hans in dem Bereich der Granaten und todbringenden Kugeln ist und wie lange wirs dauern, dann ist auch Erich einer derer geworden, die mit helfen, an der Zukunft eines großen deutschen Volkes zu bauen — mit Blut und Herzkraft.

Der Krieg hat uns recht gewaltsam die Tatsache gezeigt, daß unser Leben einen ganz anderen Zweck hat als in den normalen Bahnen eines friedlichen Bürger- und Familienlebens zu verlaufen. Unser Leben gehört zu dem Teil eines großen heiligen Zweckes. Diesen Zweck kennen wir nicht. Er liegt in uns von Ewigkeit her eingepflanzt und führt uns zu etwas Ewigem, Großen. Das ahnen wir. [...]

Jetzt schmiedet Gott an der Weltgeschichte den größten Reifen und wir sind die Auserlesenen, das erwählte Rüstzeug. Müssen wir nicht eigentlich recht froh sein? Um mich grünt und blüht alles und die Vögel sind übermütig vor Licht. Wieviel größer und schöner wird der große Frühling nach dem großen Krieg!¹³⁷

Diese Vision ist zweifellos radikal — auch gemessen am Gedankengut des Wandervogels. Aber sie basiert auf einer verbreiteten ideologischen Grundstimmung, nach der sich die Deutschen als das auserwählte Kulturvolk für eine Führungsaufgabe in der Weltpolitik sahen. Wie für Walther I. die erneuerte Gesellschaft nach dem Krieg aussehen würde, bleibt nebulös; die Artikulation eines transzendental begründeten und nun sich vollziehenden Sendungsgedankens war ihm offenbar wichtiger als der Entwurf einer neuen Gesellschaftsordnung.³⁸

Der sozialdemokratische Maurer Robert Pöhland aus Bremen verband mit dem Krieg die Hoffnung auf ein Zusammenbrechen des Kapitalismus und den Aufstieg einer sozialistischen Gesellschaft, mit einer Vorreiterrolle der deutschen Arbeiterschaft. In zwei Briefen an seine kleine Tochter Klärchen vom 14. 7. 1916 und an seine Frau vom 3. 8. 1916 bringt er dies zum Ausdruck:

„[...] oben auf den Unterständen müßtest Du einmal die Blumenprachtsehen können! Hunderte, ja Tausende von prächtig roten Mohnblumen (das Symbol des Lebens) blühen darauf. [...] Kein Mensch hat sie hingepflanzt oder gesät. Die Samenkörnchen haben sich auf Winde hintragen lassen, und es ist ganz merkwürdig: Nirgends stehen diese herrlichen Mohnblumen so schön und so dicht als auf den Unterständen, gerade, als ob sie den armen Menschen, die da unten halb verfaulen müssen, zurufen möchten:

'Verzagt nicht, und laßt euch nicht in eurem Kampf um mehr Freiheit und Menschenrechte beirren; denn neues Leben blüht aus diesen verfaulten Höhlen!' Und ich setze hinzu: 'Eine neue herrliche Gesellschaftsordnung blüht aus dieser verfaulten kapitalistisch-anarchistischen. '

Ich war so begeistert, daß ich mir manchmal diese Gesellschaft ausmalte, wie die Christen sich das Paradies vorstellen. Aber heute, wo ich ununterbrochen Kanonendonner anhören muß und weiß, daß dieser Krieg Europa um Jahrzehnte in seiner Entwicklung zurückschmeißen muß, habe ich nicht mehr die frohe Zuversicht, daß die deutsche Arbeiterschaft den Sozialismus zuerst einführen könnte.³⁹

Angesichts der ungeheuren Zerstörungen an der Westfront befiehl Pöhland Zweifel, ob diese Vision in absehbarer Zeit Wirklichkeit werden würde. Für ihn, der die Anwendung kriegerischer Gewalt verabscheute und sich unbeirrt zum Antikriegskurs Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts bekannte, der an der Front wegen dieser Ansichten den Spott und die Isolation eines Einzelgängers auszuhalten hatte, war diese sozialistische Vision jedoch der einzige positive Gedanke, mit dem er den Krieg ertragen konnte.

Eine in Leipzig lebende Australierin, die 1917 noch zweifelte, ob „dieses Volk je eine Revolution zustande bringt“, sieht im Oktober 1918 „eine neue Idee [...] aus dem Chaos der letzten vier Jahre“⁴⁰ aufsteigen, eine friedliche Revolution nach der jahrelangen kriegerischen Destruktion. Sie erwartet eine europaweite sozialistische Erneuerung der alten Gesellschaftssysteme, für die sich die Opfer des Krieges gelohnt hätten:

„[...] es lohnt sich, hier gewesen und Zeuge der Geburt einer neuen Welt geworden zu sein. I n n e r l i c h kann ich an den Gesprächen über Triumph und Verzweiflung, Sieg und Niederlage nicht teilnehmen. Es ist eine neue Idee, die aus dem Chaos der letzten vier Jahre entsteht, und ob sie mit Revolution oder, wie wir hoffen und glauben, auf friedlichem Wege kommt, sie m u ß sich jetzt ganz sicher durchsetzen. Und die Idee,

wenn sie getreu verwirklicht wird, ist fast großartig genug, um die Opfer zu rechtfertigen, die die Welt in den letzten vier Jahren gebracht hat.⁴¹

„Die rote Fahne wird von geographischen Grenzen nicht aufgehalten und das Vernichten eines lächerlichen feudalen Regimes in Deutschland oder Rußland wird sie nicht zufrieden stellen, und die Einrichtung einer altmodischen Republik im schweizer, französischen oder amerikanischen Stil ist nicht ihr Ziel. Ihr wahrer Feind ist der Kapitalismus und ihr wahres Ziel die Gründung einer sozialistischen Republik. In Deutschland und, wie ich vermute, in England ist das Bürgertum so stark, daß es die Antikapitalisten aufwiegt.“⁴²

b. Krieg als Wirken Gottes: In der Anfangsphase wurde der Krieg häufig als religiöses Läuterungswerk verstanden:

„Wir hielten in der Komp[anie] Feldgottesdienst. Ein feste Burg ist unser Gott wurde von allen mit großer Andacht gesungen, dann verlas [Leutnant] Werner 2 Psalmen, ein anderer Choral beschloß die einfache aber wirkungsvolle Feier. Vorübermarschierende Truppen waren voll Ernstes über unsere Andacht, noch vor 2 Monaten wäre man bespöttelt worden und unter den Spöttern wäre vielleicht auch ich gewesen. So ändern sich die Zeiten; man kommt ordentlich wieder zur Besinnung.“⁴³

Andere erlebten schon den Jahresbeginn 1915 als Strafgericht Gottes mit der Erwartung eines eschatologischen Weltgerichts. Der mainfränkische Bauer Stefan Schimmer war seit Oktober an der Vogesenfront und litt unter ständiger Todesangst. Das sicherste Fundament seiner inneren Stabilität drohte zu zerbrechen, sein Gottvertrauen. Er hörte nicht auf, seine Familie zum Gebet und zu Opfern anzuhalten, er registrierte, daß viele seiner Kameraden resignierten und an gar nichts mehr glaubten. Schimmer wurde unsicher, ob seine Gebete und Gelübde von Gott überhaupt noch erhört würden. Eine Mutter-Gottes-Vision im Schützengraben schließlich stürzte ihn in weitere Unsicherheit, statt ihn zu trösten. Er schreibt am 17.6.1915 an seine Frau:

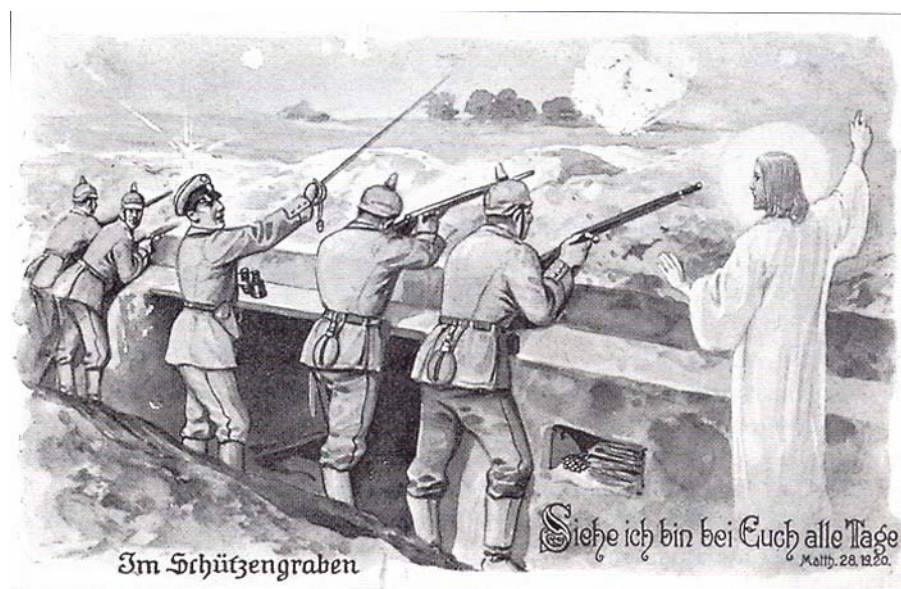
„Will nur sehen, wie lang unser Herrgott noch zusieht, wie die Mannschaft behandelt und hingeschlachtet wird.“ Als in jenen Tagen der mögliche Kriegseintritt Italiens bekannt wurde, nimmt er die Welt nur noch als ein zusammenbrechendes Gebilde wahr:

„Unser Herrgott wird schon ein Ende machen, wenn es lang genug ist. Allein, wahrscheinlich wird jetzt Italien auch noch gegen den Dreierbundgehen. Dann wird die Sache vollends recht werden. Dann wird das Ende der Welt bald kommen. [...]Es wird wahrscheinlich nicht eher Ruh, bis noch Typhus und Cholera kommen. Dann sterben dann mehr weg als wie durch die Kugel. [...]“⁴⁴

Schimmers Suche nach einem Sinn im Krieg greift auf ein heilsgeschichtliches Deutungsmuster zurück, das ihm die Kirche vermittelt hat. Die Zeichen einer nahenden Zerstörung der Welt sind für ihn auf einmal präsent, er nimmt sie ebenso an sich und in sich selber wahr wie auch in seiner Umwelt.

Religiöse Praktiken (Geber, Beichte, Gelübde, Messe und Gottesdienst, Ämterlesen usw.) gehörten bei den Gebildeten und der Landbevölkerung offensichtlich zu den wichtigsten Überlebensstrategien im Krieg. Die Hoffnung auf den Schutz Gottes wurde dabei fast immer auf die eigene Person bzw. auf den familiären Angehörigen im Felde bezogen. Es fand eine Art Privatisierung der göttlichen Hilfe statt (vgl. Abb. unten).

Die Mehrzahl der untersuchten Zeugen bekundet ausdrücklich die Gewißheit des göttlichen Schutzes oder beschwört ihn: Man legt sein Leben in Gottes Hand und erhofft sich die Erhaltung seines Lebens durch Gottes Einwirken auf das Kampfgeschehen.⁴⁵ Ich habe in meinen Quellen nirgendwo eine Überlegung gefunden, die sich an das dankbare Erstaunen über die eigene Errettung durch Gott angeschlossen hätte: keiner fragt angesichts der vielen Toren (die Gott also nicht bewahrt hat) nach den Gründen. Die kriegsbedingte Frömmigkeit hat aber noch eine andere mentale Grenze: Die meisten Zeitzeugen gehen stillschweigend davon aus, daß Gott seine Hand schützend über die eigene Person bzw. über die eigenen Truppen oder die deutsche Sache hält,⁴⁶ nur zwei (darunter ein Kind) machen sich darüber Gedanken, daß Gott eigentlich auch für die feindlichen Christen zuständig ist. Die 13-jährige Piere Kuhr notiert am 20. 7. 1915 die Frage in ihrem Tagebuch: „Wieviel Völkern



Feldpostkarte aus dem Ersten Weltkrieg (Sammlung glöggle/Wall, Nr. 245, Privatarchiv Knoch)

soll Gott eigentlich den Sieg bescheren!"⁴⁷ Paul G. (Inf.- Rgt. 122) meditiert am 4. 11. 1914: „Wir wollen uns nicht [...] Nationalgötter erküren", nicht zu einem „rächenden und in seiner Liebe willkürlichen und einseitigen Jehova des alten Bundes beten", sondern zu Christus, „der uns und unsere Feinde mit gleicher Liebe umschließt", in der „Gerechtigkeit" Gottes sind nach seiner Überzeugung alle menschlichen Pläne und Taten aufgehoben.

c. Krieg als geschichtsmächtiges Subjekt: In den Augenzeugenberichten finden sich zahlreiche Reflexionen und Alltagstheorien über den Krieg. Es sind immer erneute Akte der Sinngebung eines Geschehens, das letztlich undurchschaubar bleibt. Diese Deutungsversuche sind deshalb auch vielfach diffus oder widersprüchlich. Während der Krieg in der Anfangsphase (vor allem unter Gebildeten) als „große Zeit" wahrgenommen wurde, bekommt er schon im Herbst 1914 ein anderes Gesicht: er wird beispielsweise zum Prüfstein oder zur Prüfungszeit für Ehepaare und Verlobte;⁴⁸ er verwandelt sich 1916 in einen „Koloß", „eine Maschine, die rollt und rollt [...] keiner kann sie aufhalten".⁴⁹ Bereits im Oktober 1914 sinniert der Lehrer Fritz Pöttner über die „große, nein furchtbare Zeit":

„[...] ohnmächtig kommt sich der einzelne den Kriegsgeschicken gegenüber vor. In seiner Ohnmacht sucht sich der Mensch (bildlich ausgedrückt) Schutz. Schutz im Zusammenschluß mit Gott und den Menschen. "⁵⁰

Im August 1915 läßt sich der Landsturmmann Peter Wall (Bayer. Minenwerfer-Rgt.100) mit einem Kameraden an der Westfront fotografieren (vgl. Abb. S. 211). Das Foto schickt er als Postkarte an seine Eltern. Trotz der entspannten Körperhaltung ist nicht zu übersehen, welche Strapazen die beiden hinter (und vor) sich haben. Auf der Rückseite schreibt er u. a.:

„[...] langsam jetzt dürfte es halt bald Frieden werden sonst sind alle miteinander kaputt [...] in diesen feuchten Unterständen Tag und Nacht die Montur u. Stiefel an u. immer 4-6 Meter unter der Erde Wohnen und Schlafen da muß man [zu] Grund gehen Tag und Nacht keine Ruh wie es halt geht im Kriege es muß halt so sein".⁵¹

Beklemmend ist nicht allein die verzweifelte Lage, sondern auch die Art und Weise, wie diese erklärt wird: „wie es halt geht im Kriege es muß halt so sein". Der Frieden ist zwar notwendig, wenn nicht alle kaputt und zugrunde gehen sollen, aber das Elend und der mögliche eigene Tod werden unausweichlich als ein Teil des Krieges wahrgenommen. Der Krieg selber wird nicht weiter erklärt oder gar in Frage gestellt. Die Alltagstheorie „es muß halt so sein" liefert ein einfaches, aber gerade deshalb so wirkungsvolles Erklärungsmuster.⁵²

Diese Lähmung vor der Übermacht Krieg hat dabei zwei Folgen: einerseits braucht der Mensch offensichtlich solche alltagstheoretischen Formeln, um sich zu beruhigen, um die gegebene Situation erträglich zu machen und nervlich



„Herzlichen Gruß von Eurem Sohne vom Jahre 1915 auf ein Wiederseh“
August 1915 (Privatarchiv Knoch)

durchzustehen, andererseits weiß er, daß die Entlarvung dieser Formeln, daß das „Nachdenken“ über den Krieg lebensgefährlich ist, daß es den Menschen unfähig macht, den Krieg durchzustehen.⁵³ Alltagstheorien oder das Eingeständnis der eigenen Ohnmacht waren also nicht nur eine Reverenz an die Geschichtsmächtigkeit des Krieges, sondern auch Teil der eigenen Überlebensstrategie.

Eine kurze erste Bilanz: Die bisher noch wenig in die Erforschung und Darstellung des Ersten Weltkrieges einbezogenen populären Quellen eröffnen, wie die wenigen Einblicke in die mentale Lage, die Verarbeitungs- und Deutungsmuster der Menschen im Krieg vielleicht gezeigt haben, neue Erkenntnisse und neue methodische Zugänge zum Ersten Weltkrieg. Das in der Forschung schon geradezu kanonisierte Bild von einer alle Gesellschaftsschichten ergreifenden Augusteuphorie (1914) wird unter einer gründlichen Erforschung dieser Quellen mit Sicherheit eine Korrektur erfahren; auch die schichten-, gruppen-, alters- oder geschlechtsspezifischen Mentalitäten, Dispositionen und Verhaltensweisen können mit Hilfe dieser Zeugnisse genauer als bisher erschlossen werden. Wenn einmal ein genügend großer Archivbestand aufgebaut sein wird, wäre dies auch die Voraussetzung für die Anwendung ganz unterschiedlicher Forschungsmethoden, neben hermeneutischen wären auch seriell-quantifizierende Verfahren zu erproben. Und mit diesen neuen Forschungsansätzen würde man mehr als bisher über Menschen in der zugespitzten Krisenerfahrung „Krieg“ in Erfahrung bringen, was sicherlich nicht nur dem wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt, sondern auch der Einschätzung und Bewertung von Kriegen im gegenwärtigen politischen Kalkül dienen könnte. Mit dieser Bemerkung habe ich mich bereits der Frage nach der didaktischen Umsetzung genähert.

Nacherleben des Krieges im Geschichtsunterricht

Die Beschäftigung mit den modernen Massenvernichtungskriegen im Geschichtsunterricht erhält ihren Sinn vor allem als Teil der Friedenserziehung. In einigen neueren Schulgeschichtsbüchern wird neben einer makrogeschichtlichen Perspektive auch die mikrogeschichtliche Dimension der Kriege erschlossen, vor allem mit Hilfe von Dokumenten der einfachen Leute im Krieg. Einer Generation von Schülerinnen und Schülern, die Kriege nur aus zweiter Hand kennt, soll so das Elend und der Schrecken der vergangenen Weltkriege vermittelt werden.

Diese Lehrangebote zielen auf die Erweiterung der intellektuellen Erfahrung und der Empathie der Schülerinnen und Schüler und auf ihre Einsicht in das Ausmaß der Destruktion. Unter den Unterrichtsmethoden, die diesen kognitiven und zugleich imaginativ-emotionalen Anliegen am ehesten gerecht werden, scheinen mir die in der Gestaltpädagogik entwickelten Verfahren am effektivsten zu sein. Ich habe mit ihnen im Bereich der Sekundarstufe I, der Museumspädagogik und der Lehrerbildung einige Jahre gearbeitet.⁵⁴

An einem Beispiel möchte ich die wesentlichen Merkmale dieser gestaltpädagogischen Methodik aufzeigen:

1. die im Geschichtsunterricht sonst dominierende kognitive Erschließung historischer Sachverhalte wird hier erweitert durch eine identifikatorische. Dabei wird die persönliche Erfahrungswelt aktiviert und in Kontakt mit dem historischen Phänomen gebracht. Dies geschieht bei dem Abschiedsfoto von 1914 (vgl. Abb. unten) etwa dadurch, daß sich die Schülerinnen und Schüler an eigene Situationen des Abschiednehmens, an die dabei entstehenden Abschiedsfotos und die erlebten Gefühle und Gedanken erinnern.

2. es folgt eine identifikatorische Phase; die Schülerinnen und Schüler werden aufgefordert, sich eine der dargestellten Personen auszuwählen und sie in Form eines Protokolls mit ihren Gefühlen, Gedanken, ihrer körperlichen und mentalen Befindlichkeit in Ich-Form zu beschreiben. Wahrnehmungshilfen erleichtern diesen ungewohnten Lernprozeß. Nicht immer und nicht allen Schülerinnen und Schülern gelingt dieser Akt der Identifikation. Wenn er jedoch gelingt (über 90%), dann verschmelzen beim Schreiben subjektive Projektionen und Fremdwahrnehmungen, anders ausgedrückt, die Aktivierung der eigenen Erfahrungen erleichtert den Zugang zu der zunächst fremden Welt der Geschichte, das Fremde wird im Spiegel des Eigenen wahrgenommen, die Eigenwahrnehmung wird um ein Stück Fremdwahrnehmung erweitert.⁵⁵



Abschiedsfoto bayerischer Landsturmeute vom September 1914, der kleine Junge hält eine Tafel mit der siegesgewissen Aufschrift „Parole Paris“ (Sammlung Schimmer, Privatarchiv Knoch)

3. es folgt schließlich eine Reflexions- und Rekonstruktionsphase. Beim Verlesen der Protokolle treten meist Abweichungen, Unklarheiten oder Probleme auf, die nun als Fragen an die Geschichte formuliert werden können. Zunächst drei Schülerprotokolle:⁵⁶

(I) „Ich fühle mich frei, meine rechte Hand hält ein Bajonett. Ich werde fotografiert, damit alle Leute mich kennenlernen. In einigen Tagen werde ich an der Front stehen und für mein Vaterland kämpfen. Ich bin stolz, daß ich an die Front darf. Ich denke an meine Familie. Der Krieg wird hoffentlich den Sieg bringen.“ (männlich, 15 Jahre, 9. Klasse Realschule).

*(II) Person 2. v. rechts, unten
„Ich bin neugierig und traurig zugleich, ich erahne, was mich erwartet. Ich fühle mich leer, lasse mich aber von der Masse mitreißen. Meine Hände, mein ganzer Körper ist schlaff. Ich schaue in den Fotoapparat und überlege, wo ich hinkomme, was mich erwartet, ob ich wieder heimkomme und ob der Krieg wirklich nötig ist. Ich habe überhaupt keine Lust in den Krieg zu gehen, sehe es aber als meine Pflicht an fürs Vaterland, für den Kaiser zu kämpfen. Ich denke an meine Gegner, ob sie das gleiche denken wie ich, haben sie auch Angst?“ (männlich, 9. Klasse Realschule).*

(III) „Gekleidet wie an einem Feiertag, und doch fühle ich mich irgendwie leer. Ich muß meine Hände festhalten, damit niemand mein Zittern sieht. Ich habe ein sehr Ungewisses Gefühl und weiß nicht, ob das das letzte gemeinsame Foto sein wird. Gestern vor einer Woche war alles noch der alte Alltag, aber heute hat sich wahrscheinlich alles geändert. Vor mir liegt jedoch eine sehr Ungewisse, vielleicht von Wünschen erfüllte Zeit. Meine Zeit wird vielleicht nur aus Warten bestehen. Meine Gefühle sind sehr ängstlich und traurig, aber trotzdem etwas fröhlich. Ich denke an meinen Mann, der jetzt auch mitzieht und ob mein Sohn dem Vater hinterhergeht. Ich weiß nicht genau, was mir der Krieg bringen wird, aber ich habe ein Ungewisses und ein unwohles Gefühl. Ich habe Angst.“ (weiblich, 16 Jahre, 9. Klasse Realschule).

Die Texte machen deutlich: es gelingt diesen Schülerinnen und Schülern ein Stück Annäherung an die fotografierte Situation. Die unterschiedlichen Gefühlslagen, die widersprüchlichen Einstellungen zum Krieg, die Rolle der Frauen im Krieg, der veränderte Alltag, all das sind zunächst nur Vorstellungen (Imaginationen), die der Überprüfung bedürfen. Zu dieser Rekonstruktion wurden den Schülerinnen und Schülern Dokumente von Soldaten, Frauen und Kindern vorgelesen bzw. zur Bearbeitung vorgelegt. Es genügt oft, sie mit brieflichen Äußerungen eines einzelnen Soldaten zu konfrontieren.⁵⁷ Auf diese Weise kommen sie einerseits der Wahrheit ein Stück näher, andererseits gewinnen sie Distanz zu ihren eigenen Annäherungsversuchen, können also die Differenz zwischen dem Eigenen und dem Fremden wahrnehmen.

Die bisherigen Erfahrungen mit dieser neuen „nacherlebenden“ und „distanzierenden“ Lernmethode sind ermutigend. Im Lernvorgang werden eine Reihe von Lernpotenzen aktiviert, die im normalen Geschichtsunterricht brachliegen oder nur einseitig gefördert werden. Auch Lernkontrollen (Massenarbeiten, Jahresabschlußtests) bestätigen den beobachteten Trend: geschichtliches Wissen, das durch gestaltpädagogische Methoden erworben wurde, ist rascher, präziser und komplexer reproduzierbar als Wissen, das ausschließlich über kognitive Operationen gewonnen wurde. Das liegt offensichtlich daran, daß Wissensstrukturen, Problemzusammenhänge und Einsichten über ganzheitliche Erfahrungen — also über ein Zusammenspiel von Körpererfahrung, rationaler Erklärung, durchlebten Bildern (Imagination/Affekten) und moralischen Einstellungen leichter abgerufen werden können, also dauerhafter verfügbar bleiben.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. etwa: J. Kocka, *Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918*, 2. durchges. und erg. Aufl., Göttingen 1978, (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 8); Bayern in der NS-Zeit, hrsg. von M. Broszat u.a., 6 Bde., München 1977-1983; V. Ullrich, *Kriegsalltag. Hamburg im Ersten Weltkrieg*, Köln 1982; *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945*, hrsg. von O. Buchbender/R. Sterz, 2. durchges. Aufl., München 1982; P. Knoch, *Feldpost - eine unentdeckte historische Quellengattung*, in: *Geschichtsdidaktik*, 11 (1986), Heft 2, S. 154-171; J. Dollwet, *Menschen im Krieg. Bejahung - und Widerstand? Eindrücke und Auszüge aus der Sammlung von Feldpostbriefen des Zweiten Weltkrieges im Landeshauptarchiv Koblenz*, in: *Jahrbuch für Westdeutsche Landesgeschichte*, 13 (1987), S. 270-322; U. Daniel, *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989, (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 84); G. Fiedler, *Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914-1923*, Köln 1989; *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung*, hrsg. von P. Knoch, Stuttgart 1989.
- 2 Zu einem kleineren älteren Bestand des Hauses kam 1990 die Sammlung Reinhold Sterz mit einem Bestand von ca. 25 000 Feldpostbriefen und einigen Tagebüchern des Zweiten Weltkrieges hinzu.
- 3 A. Schütz/T. Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1984, S. 11 ff.; vgl. auch: P. Berger/T. Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a. M. 1969.
- 4 Schütz/Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Bd. 2, S. 13.
- 5 Für die Rekonstruktion von Kriegsmentalitäten scheint mir der Begriff des Alltags und die Alltagsgeschichte unverzichtbar. Am fruchtbarsten scheint mir der Begriff in diesem Anwendungsbereich, wenn 1. nach dem repetitiven Moment, also der Wiederholung der immer gleichen routinehaften Lebensvollzüge (im Sinne von P. Borscheid, *Alltagsgeschichte - Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit?*, in: *Sozialgeschichte in Deutschland*, Bd. 3, hrsg. von W. Schieder/V. Sellin, Göttingen 1987, S. 78-100), wenn 2. nach dem Gegensatz von Alltäglichkeit und Nichtalltäglichkeit (im Sinne von: N. Elias, *Zum Begriff des Alltags*, in: *Materialien zur Soziologie des Alltags*, hrsg. von K. Hammerich/M. Klein, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 20, 1978, S.22-29) gefragt wird. Näheres dazu: P. Knoch, *Kriegsalltag*, in: *Kriegsalltag*, S. 222-251. Der von H. P. Bahrdt, *Die Gesellschaft und ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs*, München 1987, S. 80, S. 86, S. 92 und S. 97, vorgenommenen Unterscheidung von Feindberührung/Kampf als dem Nichtalltäglichen und dem militärischen Dienst mit Arbeit, Exerzieren, Langeweile als dem Kriegsalltag der Soldaten kann ich von den Quellenaussagen des Ersten Weltkrieges aus nicht folgen, glaube auch, daß sie für den Zweiten Weltkrieg nur bedingt zutrifft.
- 6 Vgl.: A. Gestrich, *Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung*, in: *Biographie—sozialgeschichtlich*, hrsg. von P. Knoch/H. Merkel, Göttingen 1988, S. 5-28.
- 7 Ebenda, S. 21.
- 8 Vgl. zur Mentalitätsgeschichte in Frankreich und zu den neueren Ansätzen in Deutschland: V. Sellin, *Mentalitäten in der Sozialgeschichte*, in: *Sozialgeschichte in Deutschland*, Bd. 3, S. 101-121; H. Schulze, *Mentalitätsgeschichte - Chancen und Grenzen eines Paradigmas der französischen Geschichtswissenschaft*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 36 (1985), Heft 4, S. 247-270.
- 9 So der Ansatz von K. Vondung, *Propaganda oder Sinndeutung?*, in: *Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen*, hrsg. von K. Vondung, Göttingen 1980, S. 11-37; Vondung weist S. 22f. mit Recht daraufhin, daß die von ihm herangezogenen Romane bzw. literarischen Tagebücher erst nach dem Kriegsende verfaßt wurden und daß die Deutung und Sinnggebung des Krieges entscheidend vom Kriegsende mitbestimmt wird.
- 10 K. Schracke, *Geschichte der deutschen Feldpost im Kriege 1914-1918*, Berlin 1921, S. 334.
- 11 B. Ulrich, *Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg. Bedeutung und Zensur*, in: *Kriegsalltag*, S. 40-83, bes. S. 50f. und Anhang S. 78f. Erst am 29. April 1916 erging vom Chef des Generalstabes eine

- verbindliche Regelung über die Postüberwachung bzw. die Verhängung von Postsperrern. Aber auch hier blieb die inhaltliche Bestimmung, daß die „Übermittlung wichtiger militärischer Nachrichten“ verboten sei, eher vage, auf jeden Fall aber interpretierbar. Die Zensur erfolgte ohnehin nur stichprobenartig und sporadisch, keineswegs regelmäßig. Daran änderte sich bis Kriegsende nichts. Streitpunkte blieben Kompetenzwettbewerb und Beschwerden wegen Vorgesetzten-Willkür bei der Kontrolle, die Zensur selber wurde nicht in Frage gestellt.
- 12 Es handelt sich um Briefbestände und Tagebücher, die ich seit 1983 gesammelt habe.
- 13 P. Witkop, *Kriegsbriefe deutscher Studenten*, Gotha 1916; ders., *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, 8. Aufl., München 1928; F. Koeppel, *Mit Gott für Kaiser und Reich. Feldpostbriefe*, Stuttgart 1917; E. Hagener, „Es lief sich so sicher an Deinem Arm“. *Briefe einer Soldatenfrau*, Weinheim 1986; R. Maier, *Feldpostbriefe 1914-1918*, Stuttgart 1966; A. G. Probst/G. Kaldewei, *Ewig Dein. Feldpostkarten des Fritz Meyer 1915-1917*, Bielefeld 1985; D. Denholm, *Eine Australierin in Leipzig. Die heimlichen Briefe der Ethel Cooper*, in: *Ansichten vom Krieg, Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft*, hrsg. von B. Hüppauf, Königstein/Ts. 1984; *Die Pöhlands im Krieg. Briefe einer Arbeiterfamilie aus dem I. Weltkrieg*, hrsg. von D. Kachulle, Köln 1982; F. Märe, *Briefe aus dem Feld*, hrsg. von K. Lankheit/U. Steffen, München 1982; J. Schulze, *Briefe aus dem I. Weltkrieg von Dr. Waldemar Schulze aus Bergen/Dumme*, in: *Spuren des I. Weltkriegs im Landkreis Lüchow-Dannenberg. Ein Lesebuch*, Billerbeck-Schnega 1986, S. 142-159, (Schriften des Museums Wustrow); H. Barbusse, *Briefe von der Front an seine Frau 1914-1917*, Leipzig 1987.
- 14 F. Cibura, *MG 1155. Kriegserinnerungen des Arbeiters Franz Cibura*, Berlin 1938; E. Jünger, *In Stahlgewittern*, Stuttgart 1978, (Sämtliche Werke, Abt. I: Tagebücher, Bd. I: Tagebücher I. Der Erste Weltkrieg); A. Kohns, *Kriegstagebuch 1914-1920*, hrsg. von B. Hagedorn/E. Schmidt/T. Gaudig, in: *Journal für Geschichte*, 2 (1980), Heft 5; J. Mihaly, „...da gibt's ein Wiedersehn! *Kriegstagebuch eines Mädchens 1914-1918*, München 1986; R. Zech, *Von der Maas bis an die Marne. Ein Kriegstagebuch*, Frankfurt a. M. 1988; D. Richert, *Beste Gelegenheit zum Sterben. Meine Erlebnisse im Kriege 1914-1918*, hrsg. von A. Tramitz/B. Ulrich, München 1989.
- 15 Die Männer in Uniform (37) überwiegen bei weitem gegenüber 6 Frauen; unter den 37 Männern wiederum dominieren die Vertreter aus dem Bildungs- oder Besitzbürgertum, während städtische Handwerker (4) und ländliche Handwerker und (Nebenerwerbs-) Bauern (8) eine Minderheit bilden, was die tatsächliche Zusammensetzung des Heeres auf den Kopf stellt. Kinder (Mädchen) sind mit zwei Tagebüchern vertreten.
- 16 Anna Kohns am 1. 8. 1914. Kohns, *Kriegstagebuch 1914-1920*, S. 29.
- 17 Briefe unseres Großvaters Stefan Schimmer aus dem Weltkrieg 1914/15, Abschrift von Peter Högler, Oellingen 1979, (Typoskript, Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart), Brief vom 2.10.1914.
- 18 Ebenda, Brief vom 15. 11. 1914.
- 19 Tagebuch Heimberger I zum 1. 8. 1914 (Kopie Privatarhiv Knoch).
- 20 Briefbestand Löhlein, Brief Nr. 1 (Privatarhiv Knoch).
- 21 D. Richert, *Beste Gelegenheit zum Sterben*, S. 16.
- 22 Briefbestand Löhlein, Brief Nr. 18 vom 11.8. 1918 (Privatarhiv Knoch). Vgl. ferner Witkop, *Kriegsbriefe deutscher Studenten*; ders., *Kriegsbriefe gefallener Studenten*; Koeppel, *Mit Gott für Kaiser und Reich*, hier bes. das Vorwort der Eltern; Hagener, „Es lief sich so sicher an Deinem Arm“, S. 44, Brief Hanne Boldt an ihren Mann vom 31. 8. 1914: „Dein großer Patriotismus und Dein unerschütterlicher Mut sind ja sehr, sehr lobenswert. Nur denke auch ein ganz klein wenig an Weib und Kind.“
- 23 Lt. H. Henckel (Abschrift ausgewählter Briefe Privatarhiv Knoch); Lt. Kurt Eismann, *Inf.-Rgt. 125*, (Kriegstagebuch, Kopie Privatarhiv Knoch). Am deutlichsten hat bekanntlich Remarque („Im Westen nichts Neues“) diesen Erfahrungsaspekt herausgestellt. Jo Mihaly schildert in ihrem Kindertagebuch den Wandel von einer kindlich-patriotischen Begeisterung für den Krieg zur entschiedenen Pazifistin (Mihaly, „...da gibt's ein Wiedersehn!“).
- 24 Vgl. dazu K. Latzel, *Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom Siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg*, Warendorf 1988.
- 25 Probst/Kaldewei, *Ewig Dein*, S. 50, Brief Nr. 27.
- 26 Dies gilt mindestens für die Mentalität schwäbischer Dörfler. Vgl. dazu die Dorfstudien von U. Jeggle, *Kiebingen. Eine Heimatgeschichte*, Tübingen 1977, bes. S. 143ff., 216ff.; S. Mutschler, *Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen. Familien- und Kinderleben in einem württembergischen Arbeiterbauerdorf an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*, Tübingen 1985, bes. S. 45ff., 97ff.,

- 121ff. Ob die an einzelnen württembergischen Dörfern gewonnenen Erkenntnisse auch für andere Regionen zutreffen, bleibt abzuwarten. Eine Ausnahme scheinen mir die Aufzeichnungen des Franz Cibura, eines Landarbeiters auf einem ostdeutschen Rittergut, zu sein (Cibura, MG 1155). An einer vergleichenden Studie über bäuerliche Teilnehmer des Ersten Weltkriegs aus Württemberg, Westfalen und Schleswig-Holstein arbeitet zur Zeit Benjamin Ziemann in Berlin.
- 27 Zum Fall des mainfränkischen Bauern Stefan Schimmer vgl.: Knoch, Kriegserlebnis als biographische Krise, S. 88-95.
- 28 Vgl. die autobiographischen Aufzeichnungen des elsässischen Bauernsohns Dominik Richert, Beste Gelegenheit zum Sterben, S. 374ff.
- 29 Ausführlich dazu P. Knoch, Gewalt wird zur Routine. Zwei Weltkriege in der Erfahrung einfacher Soldaten, in: Geschichtswerkstatt, 1988, Heft 16, S. 17-23.
- 30 Die Abschrift des Tagebuchs stellte mir freundlicherweise Herr Kollege W. Jacobmeyer zur Verfügung.
- 31 Kopie des Tagebuchs und der Feldpostbriefe Privatarthiv Knoch.
- 32 Otto Ritter, Inf.-Rgt. 248, Tagebucheintragung am 14. 9. 1916 (**Die Abschrift des** Tagebuchs stellte mir Herr J. Holzwarth freundlicherweise für mein Privatarthiv zur Verfügung).
- 33 Lt. H. Henckel in einem Brief vom 24. 3. 1916 von der Verdunfront (Die Abschriften ausgewählter Briefe von Lt. Henckel stellte mir Herr Saathoff, Hamburg, freundlicherweise zur Verfügung).
- 34 Z. B. Julius Boldt, Brief vom 30. 8. 1914. E. Hagener, „Es lief sich so sicher an Deinem Arm“, S. 53; Der Lehrer Fr. Schmidt an seine Braut am 5. 12. 1914 (Nr. 44, Abschrift Privatarthiv Knoch): „Die Nachrichten, die aus dem Feld heimgelangen, sind meist unwahr: die einen flunkern, die ändern verschweigen und öfters sprechen wir davon, daß wir wohl wenig erzählen würden.“
- 35 Auf den Zusammenhang von Begriffs- und Mentalitätsgeschichte macht Volker Sellin aufmerksam: Sellin, Mentalitäten in der Sozialgeschichte, S. 101-121, hier S. 117. Im Ersten Weltkrieg füllt sich ein tradierter (vorindustrieller) Begriff „Krieg“, wie er beispielsweise noch in Kriegsliedern besungen wird, mit der neuartigen Destruktionsrealität auf, erklettert eine neue Stufe der Gewalt. Er geht mit dieser neuen Füllung in das mentale Begriffsrepertoire der Nachkriegszeit ein. Im Zweiten Weltkrieg ist dem Begriff „Krieg“ bereits diese neue Stufe als etwas Selbstverständliches zugewiesen; vgl.: Knoch, Gewalt wird zur Routine, S. 17-23.
- 36 Vgl.: B. J. Warneken, Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung, Tübingen 1985, S. 51ff.
- 37 Brief Nr. 107 des Wandervogels und Realschullehrers Walther I. (Eine Abschrift der Briefe stellte mir freundlicherweise Frau S. Christiansen, Hamburg, für mein Privatarthiv zur Verfügung). Zum Wandervogel im und nach dem Ersten Weltkrieg vgl.: Fiedler, Jugend im Krieg; entsprechende Deutungsmuster auch bei dem Lehrer Fritz Pöttner (Nr. 38, Privatarthiv Knoch) und in Studentenbriefen bei: Witkop, Kriegsbriefe deutscher Studenten, S. 39, S. 52 und S. 54.
- 38 Im Wandervogel wurde immerhin auf eine gesellschaftliche Führungsrolle der im Krieg bewährten Mitglieder spekuliert, vgl.: Fiedler, Jugend im Krieg , S. 35-43. Zur Bedeutung der bildungsbürgerlichen Mentalität für die Bereitschaft zum Krieg vgl.: Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, hrsg. von K. Vondung, Göttingen 1976; Bereit zum Krieg! Kriegsmoralität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914, hrsg. von J. Dülffer/K. Holl, Göttingen 1986.
- 39 Die Pöhlands im Krieg, S. 151f. und S. 159, vgl. Briefe S. 102f.
- 40 Denholm, Eine Australierin in Leipzig, Brief Nr. 38B vom 22.4. 1917, S. 144.
- 41 Ebenda, Brief Nr. 120 vom 20. 10. 1918, S. 146f.
- 42 Ebenda, Brief Nr. 150 vom 10. 11. 1918, S. 150f.
- 43 Ernst Nopper am Sonntag, 27. 9. 1914 (Privatarthiv Knoch).
- 44 Stefan Schimmer am 10. 5. 1915. Briefe unseres Großvaters Stefan Schimmer aus dem Weltkrieg 1914/15, (Typoskript, Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart), S. 134.
- 45 Ein Beispiel: Otto Ritter, Inf.-Rgt. 248, (Abschrift des Tagebuchs Privatarthiv Knoch) notiert während der heftigen Kämpfe in Flandern im Sommer 1916: „Mit Gottes Hilfe bin ich mit meinen 10 Mann knapp dem Verderben entgangen“ (13. August); „Ich verdanke dies immer Gott meinem höchsten Wohltäter dessen Nähe ich jeden Tag fühlen darf (18. August); „Für uns bleibt nur das eine: Auf den Herrn vertrauen [...] Denn unser Leben steht in Gottes Hand“ (25. August); „Sei unbesorgt, Gott schützt mich!“ (17. September, letzte Eintragung vor seinem Tod).
- 46 Feldgeistliche bestärkten offensichtlich diese Einstellung; Karl Lederer, Inf.-Rgt. 124, (Abschrift des

- Tagebuchs Privatarhiv Knoch) trägt unter dem Datum des 30. 8. 1914 eine kurze Wiedergabe eines Feldgottesdienstes ein. Nach den Worten des Geistlichen habe der französische Präsident zum französischen Volk gesprochen „Wir bauen auf unsere Kraft“ (die Betonung liegt auf „unsere“, denn der Geistliche fährt fort:)„Und die Deutschen sagten, wir bauen auf Gottes Kraft.“
- 47 Mihaly, „... da gibt's ein Wiedersehn!, S. 178.
- 48 Brief Hanne Boldt vom 1. 10. 1914 (Abschrift Privatarhiv Knoch): „Ja, der Krieg! Was das Wort alles in sich faßt! Wer hätte es je gedacht, daß wir eine solche Zeit erleben müßten? Und sollte diese Zeit schonend an uns vorübergehen — und wir wollen den lieben Gott darum bitten — so ist sie eine lehrreiche, wenn auch schwere Prüfungszeit gewesen [...]“; vgl. auch: Fritz Pöttner, Brief Nr. 46 vom 22. 1. 1915 an seine Braut (Privatarhiv Knoch): „Doch diese Entbehrenungen haben auch ihr Gutes. Denk, Lieb, wie eng wir durch diesen Krieg miteinander verbunden sind. Ohne Krieg wären dazu vielleicht Jahre nötig gewesen.“; vgl. auch: Die Pöhlands im Krieg, S. 126f.
- 49 Mihaly, „...da gibt's ein Wiedersehn!, S. 219. Diese Bildersprache aus dem Krieg ging auch in die Wissenschaftssprache ein, vgl. etwa K. D. Erdmann in: B. Gebhardt, Handbuch der Deutschen Geschichte, Bd. 4, Stuttgart 1960, S. 18 („das rollende Rad“, „die Eigengesetzlichkeit der Kriegsmaschine“), und zeigt an, daß es gegenüber dem Phänomen des Ersten Weltkriegs noch Jahrzehnte später Erklärungsbedarf gibt.
- 50 Fritz Pöttner, Brief Nr. 30 (Privatarhiv Knoch).
- 51 Sammlung Glöggle/Wall, Nr.89 vom 24. 8. 1915 (Privatarhiv Knoch).
- 52 Vgl. auch: Landsturmann Ernst Kühn, Landsturm Btl. 39, Brief vom 18.4.1917 (Abschrift Privatarhiv Knoch), nach einem Fronteinsatz schreibt er an seine Frau: „[...] nun sind wir wieder in dem Gedränge drinne man muß es so nehmen wie es kommt [...]“. Zur Funktion von Alltagstheorien siehe T. Leithäuser, Formen des Alltagsbewußtseins, 2. korr. Aufl., Frankfurt a. M., New York 1979, S. 10ff.
- 53 Zech, Von der Maas bis an die Marne, S. 132.
- 54 R Knoch, Geschichte und Gestaltpädagogik-Einige experimentelle Erfahrungen, in: Didaktik der Geschichte. Aus der Arbeit an den Pädagogischen Hochschulen Baden-Württembergs, hrsg. von U. Uffelman, Villingen-Schwenningen 1986, S.73-105.
- 55 Dabei werden auch tiefsitzende Lernbedürfnisse aktiviert, wie etwa der Wunsch nach Dominanz und Omnipotenz oder der nach Unterwerfung, es werden ganz unterschiedliche Affekte freigesetzt, Aggression ebenso wie Angst, Erlebnishunger ebenso wie Trauer. Vgl. zu diesem Zusammenhang von Psyche und Geschichte die empirischen Ergebnisse von: B. von Borries, Alltägliches Geschichtsbewußtsein, in: Geschichtsdidaktik, 5 (1980), Heft 3, S. 243-262. Ich befinde mich mit diesem Ansatz auch im Einklang mit dem neueren Verständnis von Hermeneutik (stichwortartig: Verschmelzung von Sinnhorizonten statt bloßer historischer Methode), vgl.: S. Fuchs/M. Wingens, Sinnverstehen als Lebensform. Über die Möglichkeit hermeneutischer Objektivität, in: Geschichte und Gesellschaft, 12 (1988), S. 477-501.
- 56 Entnommen aus: R. Vogel/H. Müller/B. Lange, Menschen im Krieg 1914-1918: Erfahrungen mit einer Ausstellung, in: Kriegsaltag, S. 267-308. Es werden hier neue ausstellungsdidaktische Konzepte vorgestellt. Die gestaltpädagogische Übung vor dem Abschiedsfoto (vgl. Abb. S. 213), das 2 auf 3 m vergrößert im Eingangsbereich der Ausstellung zu sehen war, wird auf der Basis von 200 Schülerprotokollen, von denen 72 inhaltsanalytisch ausgewertet werden konnten, untersucht. Die zitierten Schülertexte auf S. 298 und 305f.
- 57 Vgl. ebenda, S. 269f.